

Humoreske von Freiherr v. Schlicht.

Und wenn man sich auch aufhing, es half doch nichts: der Krause war zu dumm. So etwas von Dummheit war überhaupt noch nicht da gewesen. Wenn die im Dienst ergrauten Unteroffiziere des Abends im Kasino zusammenfamen und Wundergeschichten von dummen Reden erzählten, denen sie erst die höhere Bildung beigebracht hätten, dann erzählte zum Schluß der Sergeant Bülle von seinem Krause. Aber auch nur dann. Sonst vermüdete der Sergeant den seiner Erziehung anvertrauten Musketier vom Morgen bis zum Abend zum Teufel.

Aber der Teufel dachte nicht daran, ihn zu holen, er ging ihm sogar absichtlich in einem ganz weiten Bogen aus dem Weg, damit Krause ihm in seiner grenzenlosen Dummheit nicht freiwillig in die Arme liefe. Krause nicht vorhandene Weisheit wirkte auf seine Vorsetzten nicht mehr so sehr imponierend, als er, wie der Sergeant Bülle gleich an einem der ersten Tage sehr richtig bemerkte, nach seiner äußeren Veranlagung den Anschein erwecke, als habe er auch die innere Begabung, eine glänzende militärische Karriere zu machen und es, wenn auch nicht gerade bis zum Unteroffizier, so doch vielleicht bis zum Gefreiten zu bringen.

Der Musketier Krause war ein hübscher Kerl, und ein paar Paradehose hatte er — einfach Kaffisch! Und man beziffert die sonst doch so vernünftige Natur nicht, daß sie in dem Gehirn eines so hübschen Kerls ein solches Mißgebot angelegt hatte. Einmal hinte dieser Verbeugung mit dem Mißgebot, auf dem sein Erfinder, der Sergeant Bülle, sehr stolz war, ganz beiläufig, denn auf einem Mißgebot wächst sehr vieles, in dem Gehirn des Musketier Krause wuchs nichts.

So waren denn alle sehr froh, als Krause sich nach glücklicher Vollendung seiner militärischen Ausbildung unter den Freiwilligen meldete, die Spielleute werden wollten. Vom Hauptmann herunter bis zu seinem Gaul freuten sich alle, daß sie Krause los wurden und der Gaul freute sich darüber nicht am wenigsten. Wieviel nervöse Sporenstöße hatte er nicht von seinem Reiter bekommen, wenn Krause allen Ermahnungen zum Trost anstatt Rechts- um „Recht“ machte und anstatt der Wendung „Vintum“ den Griff: „Präsentir das Gewehr!“ ausführte.

Die Kompanie über den Krause los, dafür hatte ihn nun der Bataillonstambour. Auch beim Militär ist das ein Freud des anderen Leid und umgekehrt, und als der Bataillonstambour von dem Zuwachs erfuhr, den sein Federweid erhielt, dachte er ernstlich daran, sich den Bataillonstambourstod in das Herz zu stoßen und von dieser Welt Abschied zu nehmen.

Aber sein Leid verwandelte sich bald in eitel Freude, denn schon an einem der ersten Tage machte er die Entdeckung, daß Krause wirklich musikalisch veranlagt war. Er hatte ein sehr feines Gehör, und die falschen Töne, die er, am Anfang mit recht viel Spude vermerkt, in sein Horn hinein und dann wieder hinausflüßte, fertigte er ganz von selbst so lange, bis sie ihm richtig erschienen und es dann auch wirklich waren.

Aber so richtig Krause auch bald blies, seine Dummheit verlieh ihm trotzdem nicht, und die zeigte sich darin, daß er stets ein falsches Signal blies. Anstatt: „Habt ihr noch nicht lang genug geschlafen?“ blies er: „Ihr lieben Leute geht zu Bett, der Hauptmann hat's befohlen“, und anstatt „Alarm“ blies er zum Essenholen.

Der Bataillonstambour rang die Hände. Er war ein begabter Mensch und suchte sich klar zu machen, daß Krause eines Tages auf Wade wäre und auf Befehl der Vorsetzten das Alarmsignal geben sollte. Was denn, wenn die ganzen Leute des Regiments auf Grund des falschen Signals anstatt Feldmarschalls mit dem Gewehr nur im Drillschranz mit den Schnäpfen in der Hand auf dem Paradeplatz antreten würden?

Selbst die Phantasie eines wahn- sinnig gewordenen Dichters könnte sich das Donnerwetter nicht vorstellen, daß sich dann über dem Haupte des Tambourmajors entladen würde, denn er war der Lehrer und somit für das verantwortliche, was seine Schüler thaten und bliesen.

So nahm er sich denn seinen Bögling ganz besonders vor, aber alle Mühe war vergebens, bis er dann plötzlich dahinter kam, daß in Krauses Verwechslungssystem, wie er es nannte, doch eine gewisse Ordnung herrschte. Der blies nicht an Stelle des richtigen Signals einmal dies, dann jenes falsche, sondern regelmäßig dasselbe falsche. Da freute sich der Bataillonstambour und ge- dachte des großen Wortes: „Dem Manne kann geholfen werden.“ So nahm er sich seinen Schüler von neuem vor: „Nun passen Sie mal auf, Krause, Sie sind zwar noch dümmer als zu dumm, aber doch nicht so dumm, daß nicht ein begabter preuklicher Unteroffizier doch noch etwas aus Ihnen machen kann. Bei Ihnen liegt wenigstens Sinn im Unfinn: Wenn jemand jetzt zu Ihnen sagt: Blasen Sie Alarm, dann blasen Sie zum Essenholen.“

In Zukunft müssen Sie sich sagen: Alarm, aba, das ist das Essen- signal, das in Wirklichkeit das Alarm- signal ist, und wenn Sie dann fertig sind, blasen Sie Ihre Sache gut und vor allen Dingen richtig gemacht. Und wenn Sie Reveille blasen sollen, dann denken Sie: Aha, das ist das Signal zum Zapfenreich, dann blasen Sie Ihren Zapfenreich, und wenn der dann fertig ist, was das die richtige Reveille.“

Es war eine lange Rede, die der Tambourmajor da hielt, denn es gibt viele Signale, und als er endlich geendet hatte, fragte er: „Haben Sie das nun begriffen, Krause?“

Der wußte in seiner Dummheit gar nicht, was er begriffen haben sollte, er begriff nur so viel, daß er sich bei jedem Signal ein falsches denken und dann aus Versehen das richtige blasen solle. Und das that er denn auch, er that es sogar so gründlich, daß er sich nun sogar etwas ganz Falsches dachte und statt des Alarms „nicht mehr wie bisher zum Essenholen, sondern zum Schlafengehen und nicht mehr wie früher anstatt der Reveille den Zapfenreich, sondern dem Sturm- angriff blies.“

Der Tambourmajor sah ein, hier war auch seine Weisheit zu Ende; er rang sich die Hände wund und schleppte den Hauptmann an, Krause in die Kompanie zurückzunehmen. Aber der Hauptmann blieb unerbittlich, und selbst das Hauptmanns Pferd schüt- telte energisch den Kopf. Das war doch wirklich zu viel verlangt: sie waren froh, daß sie den Krause los waren, und nun sollten sie ihn wieder nehmen? Nein, daraus wurde nichts.

So blieb Krause Hornist, und der Tambourmajor befahl sich und seinen Bögling dem Schutze des Allerhöch- sten.

Da geschah es, daß das Regiment zu einer zweitägigen Gefechtsübung gegen die Nachbargarnison ausrückte.

Nach langem Anmarsch stieß man auf den Feind, das Gefecht begann, um erst am späten Nachmittag abge- brochen zu werden, und erst gegen Abend wurden die Quartiere in einem Dorf bezogen. Die Anstrengungen des Tages waren groß gewesen, aber sie hatten auch ihr Gutes: alle glaub- ten jetzt sicher zu sein, daß sie jetzt ruhig durchschlafen könnten und nicht in der Nacht alarmirt würden, um die trotz heftiger Gegenwehr am Nach- mittag verlorene Position durch einen plötzlichen Ueberfall in der Dunkelheit wieder zu gewinnen.

Aber es ist die alte Geschichte, daß die Vorsetzten über ein und dieselbe Sache oft ganz anders denken, als die Untergebenen. Der Oberst konnte es nicht über das Herz bringen, dem Gegner einen solchen Erfolg ruhig zu lassen. Wozu war das Dunkel der Nacht da, wenn er es nicht ausnützte?

Der Regimentsstab war nicht in dem Dorf selbst einquartirt, sondern auf einem Gutshof, der eine kleine Viertelstunde entfernt lag. So schickte denn der Oberst seinen Adjutanten in die Welt hinaus: „Reiten Sie in das Dorf, wecken Sie den ersten Hornis- ten, an dessen Quartier Sie vorbeikommen, und lassen Sie den Mann Alarm blasen. Dann kommen Sie selbst sofort zu mir zurück, für den Fall eines Alarms habe ich den Stabs-Offizieren und Hauptleuten bereits heute Mittag genaue Befehle ertheilt.“

Der Adjutant galoppierte gleich darauf von dannen, und mit scharfen Augen spähte er nach einem Hause aus, vor dem sich, der Vorchrift ge- mäß, zum Zeichen, daß dort ein Spielmann untergebracht sei, ein aus Stroh geflochtenes Horn befand.

Jetzt hatte er ein Haus erreicht; er stieg vom Pferd, klopfte an die Fen- sterthür, bis der Hornist wach wurde und sich zeigte, vergewisserte sich durch eine Frage, daß er auch wirklich den Spielmann selbst vor sich habe, befahl diesem Alarm zu blasen und galoppierte gleich darauf durch das Dunkel der Nacht zu seinem Oberst zurück.

Der Hornist aber, den der Adjutant aus den Federn geholt hatte, war un- glücklichlicherweise der Hornist Krause.

Der war einen Augenblick vor Schreden ganz starr, daß es nun schon mit der Nachtruhe vorüber sein sollte, dann aber kehrte er sich schnell an, küßte sich den Helm auf den Kopf, nahm das Horn zur Hand und eilte auf die Straße, um Alarm zu blasen.

Er setzte das Instrument an die Lippen, aber es kam kein Ton heraus, denn er blies nicht; er hatte das Signal vergessen.

Wie war doch das nur? Er stand allein mitten auf der Dorfstraße und zermarterte sich sein Gehirn: Wie war das Signal doch nur?

Gott sei Dank, da fiel ihm wieder ein, was der Bataillonstambour ihm gesagt hatte: Wenn Sie Alarm blasen wollen, dann blasen Sie zum Essenholen, dann wird's richtig. Aber nein, das war ja früher gewesen, be- vor der Unteroffizier ihm die Rede hielt. Wenn er jetzt zum Essenholen blies, dann würde es ja das Signal zum Schlafengehen, und bei dem Sig- nal „Schlafengehen“ blies er „Das

Ganze avanciren“ und statt dessen „Das Ganze halt“ und statt „Das Ganze halt“ „Seitengewehe pflanzen auf“, und wenn er das blasen sollte, mußte er an das Signal „Rechte Seite der Strafe frei“ denken, dann wurde es richtig, und wenn er „Strafe frei“ blasen wollte, dann mußte er an Zapfenreich denken und bei diesem an das Signal zum „Ein- steigen in die Bahn“ und bei diesem an den „Offiziersruf zur Kritik“.

Aber woran mußte er denken, wenn er Alarm blasen wollte. Er dachte nach, daß seine Stirn sich weitete, daß der Helm sich verbog und daß ihm der Angstschweiß in hellen Strömen von der Stirn herunterlief.

Er mußte das Signal finden, er mußte blasen, das war ihm befohlen, ihm ganz allein von allen Spielmannen des Regiments, und er stand hilflos da und mußte sich nicht zu helfen.

Er war von allem Denken noch dümmter geworden als sonst, so daß er schon gar nicht mehr denken konnte.

Da in der höchsten Noth sandte der Himmel ihm einen rettenden Gedanken: „Ach werde alle Signale blasen, die ich kenne, dann muß eines davon ja auch das Alarmsignal werden.“ Und er blies ein Signal nach dem anderen — nur das einzige, das er blasen sollte, blies er nicht, das ver- gaß er.

Er blies, aber niemand hörte ihn, die Schläfer lagen nach den Anstren- gungen des Tages wie tod auf dem Lager, und die bei dem Spritzenhaus aufgestellte Wache war zu weit ent- fernt, als daß sie ihn hätte hören kön- nen. Und wenn doch hin und wieder ein Ton zu dem Posten hinüberklang, dann glaubte er, in dem Nachtwäch- ter des Dorfes seien durch die An- wesenheit der Soldaten militärische Erinnerungen wach geworden und er versuchte, um sich die Zeit zu kürzen, auf seinem Horn alle, längst verges- sene Signale wieder zu finden.

Und so hätte Hornist Krause viel- leicht bis an sein Lebensende da drau- ßen auf der Dorfstraße weiter getutet, wenn nicht von neuem der Adjutant erschienen wäre, um nachzusehen, wo die Kompanien eigentlich blieben. Je näher er herantkam, desto deutlicher hörte er die verschiedenen Signale, und mit einem Mal wurde ihm auch klar, was das zu bedeuten hätte. Für eine Sekunde lähmte ihn der Schre- ken, und alles, was er auf dem Her- zen hatte, fahle er zusammen in dem einen Schrei: „Krause!“

Dann gab er seinem Gaul die Spo- ren und takte zur Wache. Wenig spä- ter war das Regiment wirklich alarmirt, aber es war zu spät, der ge- plante Ueberfall mißlang, da inzwi- schen auch der Gegner sich in Marsch gesetzt hatte.

Hornist Krause war an dem gan- zen Unheil schuld, aber er kam mit einem blauen Auge davon, er wurde nicht einmal bestraft, weil gerade so viel Dummheit doch kein Kraus ge- wachsen ist, aber er wurde als Spiel- mann abgelöst und in die Kompanie zurückgeschickt.

Eine Sängerin in Mithoth.

Als die berühmte Sängerin Fodor in Hamburg zur Zeit der Belagerung durch die Russen 1814) engagirt war, fand lediglich um ihretwillen von Seiten der französischen Besatzung ein Ausfall auf die Belagerer statt.

Einmal floh bei einer Aufführung eine Kanonkugel durch das Dach des Theaters. Doch daraus machte sich die Fodor nichts, wozu mochte ihr end- lich die Belagerung in die Länge zog, und die Röhre sämtlich ge- schlachtet waren, der Mangel an Milch löstige wurde. Ohne Milch war die Fodor kaum fähig zu singen, denn sie hatte sich so daran gewöhnt, wäh- rend der Zwischenakte der Auffüh- rung Milch zu trinken, daß es ihr außerordentlich schwer fiel, sie zu ent- behren. Als die französische Besatzung hörte, in welcher peinlicher Lage sich ihre Lieblings-Sängerin befand, be- schloß sie galand, diesem Mangel ab- zuhelfen. In der nächsten Nacht wurde also ein Ausfall gemacht, und richtig eine Kuh im Triumph zurück- gebracht, welche man über der Bühne im Malerzimmer unterbrachte und so oft moki, als Madame Fodor durstig war.

Die Hauptsache. Automobilfabrik: „Sind alle Werkzeuge im Kasten?“ Diener: „Ja wohl!“ „Alle Risten im Fahrzeug?“ „Ja wohl!“ „Ist genügend Gasolin im Tank?“ „Ja wohl!“ „Hast du die Schutzbrillen mitge- bracht?“ „Ja wohl!“ „Gut, dann hole mal die Ban- notenrolle, welche oben auf meinem Schreibtisch liegt, damit wir genü- gende Geld bei uns haben, um die Strafen zu zahlen. Nachher kann's losgehen.“

Man kann recht glücklich sein, ohne sagen zu können, was das Glück ein- gentlich ist.

Die Abrechnung.

Stimme von Alfred Capus. — Deutsch von Gertrud Köbner.

Während Chambon nichts ganze Haufen von Scheffeln in den Kam- min warf, Schublade aufstieß und wieder zuwarf, herumließ und uners- tändliche Worte murmelte, verrichtete Antonin, sein Diener, ruhig und kühl seine Arbeit, rüdte die Möbel zurecht und säuberte sie ab. Dann fragte er: „Kann ich den Kam da jetzt an- zünden, gnädiger Herr?“

Chambon nickte und gleich darauf verzehrte eine lustige Flamme all die Papiere. Dann griff er nach dem Kursbuch.

„Ich habe noch drei bis vier Stun- den vor mir.“ Dann ließ er sich seufzend in einen Sessel fallen.

„Regen Sie sich doch nicht auf, gnä- diger Herr“, sagte Antonin. „So et- was kann jedem passieren. Vergange- nes Jahr ging es Ihrem Freunde eben- so. . . Wie hieß er doch gleich?“

„Babon vielleicht?“

„Ja, Herr Babon. Seine Speku- lationen waren nicht glücklich. Er ist abgereist, und jetzt geht es ihm im Auslande ganz vorzüglich.“

„Er hatte ein Passivum von sechs Millionen. Ich hätte auch fast Geld durch ihn verloren“, fuhr Chambon fort. „Damals bin ich mit einem blauen Auge davon gekommen!“

Antonin schenkte einem Augenblick zu zögern.

„Der gnädige Herr wird mir das, was ich sagen will, nicht übel nehmen. Ich stehe schon lange in den Diensten des gnädigen Herrn, und ich bin dem gnädigen Herrn stets ein treuer Die- ner gewesen. . . Wie hoch belaufen sich die Passiven des gnädigen Herrn?“

Chambon richtete sich auf und stampfte mit dem Fuße:

„Das ist gerade das Unglück, mein armer Antonin! Mein Passivum ist kaum der Rede werth. . . Nicht ein- mal der sechste Teil dessen, was Ba- von gehabt hat. . . Nicht einmal der zehnte Teil!“

„Es geht wirklich ungerecht in dieser Welt zu!“ schloß Antonin. „Aber“, fuhr er fort, „sind Sie ganz sicher, daß Sie nicht übertreiben? Bleibt Ihnen denn gar kein Ausweg mehr?“

Chambon schenkte seinem Diener, einem alten pedantischen Junggesellen, volles Vertrauen.

„Wenn ich heute Abend nicht ab- fahre, so werde ich morgen Abend oder spätestens übermorgen verhaftet“, antwortete Chambon.

„Der gnädige Herr muß das besser verstehen als ich“, erklärte Antonin. „Dann muß der gnädige Herr eben fahren. Mit Geld in der Tasche kommt man nirgends in Verlegenheit.“

Unwillkürlich fühlte Chambon nach seiner Brieftasche, und bei dem Ge- danken, was sie enthielt, übertrat ihm eine gewisse Erleichterung. Er zog seinen Pelz an, nahm seinen Spazier- stoch und seinen Hut und sagte dann ganz leise zu Antonin:

„Am Viertel vor acht Uhr sei auf dem Bahnhof.“

Die Wohnung Chambons lag ganz dicht bei den Boulevards. An der Ecke der Strafe begegnete er einem Kollegen von der Börse, und sie schüt- telten sich freundschaftlich die Hand.

„Gehen Sie in den Klub?“

„Ja, ich will mal hineingehen!“

„Ich komme gleich nach.“ Das war tatsächlich das beste Mit- tel, sich bis zur Abfahrt zu beschäfti- gen. Uebrigens war es auch ein ge- schickter Schachzug, sich kurz vor dem definitiven Verschwinden noch einmal zu zeigen.

Nachdem er mehrere Jahre all- hand getrieben hatte, war er schließlich auf die Börse gegangen. Zuerst hatte er Glück gehabt. Allmählich begann man ihm Geld anzuvertrauen, denn man hielt ihn für äußerst vorsichtig. Ohne besonderen Grund begann er eines schönen Tages dann zu verlieren, genau so, wie er vorher gewonnen hatte, und da er seiner Meinung nach sich nicht mehr halten konnte, so be- schloß er, sich mit dem Rest, der ihm blieb, und der noch ein ganz hübsches Stämmchen ausmachte, aus dem Staube zu machen.

Chambon gehörte aber nicht zu den ähnißlichen Börsianern ohne Stempel und Gefühl. Er leistete gern einen Dienst und wußte seinen Egoismus in liebenswürdigster Weise zu verdecken. In der Nacht, die auf den Zusammen- bruch folgte, schlief er schlecht. Einen Augenblick hatte er sogar den Gedan- ken, nicht zu schlafen, sondern ruhig ab- zuwarten, das übrig bleibende Geld seinen Gläubigern zur Verfügung zu stellen und sich reumüthig richten zu lassen.

Doch, nachdem er festgestellt hatte, daß der Theil, der auf jeden seiner Klienten kommen würde, zu unbe- deutend war, hatte er sich doch lieber entschlossen, zu gehen und alles mitzu- nehmen.

Emil Belin, eines der ältesten Mit- glieder des Klubs. Er war kein Klient. Er spielte Karten, doch als er Chambon sah, lächelte er ihm zu und sagte:

„Wollen Sie nicht eine Partie mit mir spielen?“

Emil Belin war ziemlich reich. Er hatte alle Klippen der Spekulation glücklich umschiff und begnügte sich jetzt damit, von Zeit zu Zeit in ganz sicheren Sachen, wie er zu sagen pflegte, kleinere Beträge zu riskiren. Manchmal, wenn er fühlte, daß ein Börsianer im Glück war, zögerte er nicht, in seinem Gefolge auch größere Summen auf's Spiel zu setzen, und bis jetzt war er auch noch nicht hinein- gefallen. Er hielt sich mit Vorliebe an Anfänger. Er nannte das: die Jungen beschützen. Chambon war ihm sympathisch, und er hatte ihm weil größere Kapitalien anvertraut, als er gewöhnlich that. Er rühmte denn auch bei jeder Gelegenheit sein Finanzgenie.

Nach einem Blick auf die Uhr nahm Chambon seinem Kunden gegenüber Platz und murmelte bei sich:

„Ich habe noch reichlich Zeit. Es wäre wirklich gelungen, wenn ich ihm vor meiner Abreise noch ein paar Goldstücke abnähme. Doch während er die Karten mischte, gewann seine angeborene Gutmüthigkeit wieder die Oberhand, und er dachte: „Dieser arme Belin! Nein, wirklich, es wäre mir lieber, ich verlöre ein bißchen. Er wird morgen schon genug Aerger ha- ben!“

Doch er hatte im Gegentheile ein ganz unerhörtes Glück. Doch da Belin es verstand, zur rechten Zeit aufzu- hören, so erhob er sich und erklärte: „Für heute habe ich genug verloren!“ Er hat entschieden kein Glück mit mir, dachte Chambon, und nachdem er die Banknoten, die er soeben gewon- nen, in die Westentasche gesteckt hatte, verließ er unauffällig den Klub. Es blieb ihm noch eine Stunde, um zu essen, und obwohl er nicht den gering- sten Appetit verspürte, so ging er doch in eines der großen Restaurants am Boulevard. Der Oberkellner, der ihn erkannte, trat dienstbeflissen an seinen Tisch.

Chambon bestellte, was er zu essen wünschte, und während er zerkaut ein Stück Weißbrot mit Butter bestrich, ersahte ihn ein Gek vor seiner Lage. Morgen würden also alle diese lächer- lichen Kellner wissen, daß er, Cham- bon, an der Börse in die Luft geflogen und auf und davon sei! Der ganze Boulevard würde darüber sprechen. Die Zeitungen würden verächtliche Artikel über ihn schreiben. Allenthal- ben würde man ihn als Spitzbuben bezeichnen! Und Belin, dieser arme Belin! Er würde den größten Verlust erleiden. . . Ja, Chambon war in diesem Augenblick wirklich schlechter Stimmung!

„Ich garantire dafür, daß die Schnepse vorzüglich ist“, sagte der Oberkellner, der selbst die Schüssel servierte.

Er liebte Schnepfen über alles. Er war überhaupt ein großer Fein- schmecker. Er aß den größten Theil des köstlichen Wildes, und da zur Schnepse ein gutes Glas Burgunder gehört, so bestellte er eine halbe Fla- sche alten, feurigen Weines. Eine Tasse heißen Kaffees, ein Gläschen Likör, eine gute Importirte hatten schnell die letzten schweren Gebanten, die ihn bedrückten, vertriebt; ein köstliches Wohlbehagen durchdrang seinen Körper.

Chambon zahlte gab reichliches Trinkgeld und verließ dann feiten Schrittes das Lokal. In Wirklichkeit war seine Lage ja gar nicht so schlecht, vor allem im Vergleich zu den Jahren des Glends, die er einst verlebte hatte. Er war vierzig Jahre alt, gesund und hatte die Tausende voller Tausende- francs. . . Wenn ich mir's recht überlege, bin ich durchaus nicht böse darüber, daß ich abfahren muß.“

Antonin erwartete ihn auf dem Bahnhof. „Ich habe das Bilet für den gnädigen Herrn gekauft; Gepäd habe ich jedoch, wie befohlen, nicht mit- gebracht.“

„Ich werde alles Röhige an Ort und Stelle kaufen. In drei bis vier Tagen werde ich Dir schreiben, und Du kommst mir dann nach.“

„Ich bin erfreut, zu sehen, daß der gnädige Herr seine gute Laune voll- ständig wiedererfunden haben!“ fügte Antonin mit einem Blick auf das ge- röhete Gesicht seines Herrn hinzu.

„Ja, vollständig.“

„Ich habe für den gnädigen Herrn einen Schlaf belegt!“

„Sehr gut! Auf Wiedersehen, An- tonin!“

Chambon reichte seinem Diener leutselig die Hand. Dieser berührte sie achtungsvoll und entfernte sich dann. Im Wagen machte es sich Chambon bequem. Ihm gegenüber sah ein etwa gleichaltriger Herr. Sein ganzes Gepäd bestand aus einer Reisetasche.

„Vielleicht ein „Kolleg“?“ dachte Chambon äußerst verärgert. Und dieser Gedanke verführte ihm in ange- nehmer Weise die ersten Stunden sei- ner Reife.

„Erläuterung.“

„Baba, was ist denn der Kampf ums Dasein?“

„Wenn man zuviel zu verzehren hat oder zu wenig!“

D. diese Weiber!



Frau: „Ueberhaupt, ich laß' mich von dir scheiden, du kannst von heut an thun, was du magst!“

Mann: „Ach gut! Dann geh' ich jetzt zum Klammerbräu!“

Frau: „Waas!? Ohne meine Erlaubniß!? Unterjoch' dich!“

Die Pantoffelhelden. Fremder (Abends im Wirthshaus): „Der ganze Stammtisch ist ja auf einmal leer geworden!“

Wirth (verächtlich): „Ja, sieben Männer und kein Hausschlüssel!“

Das glückliche Gesicht. Frau (bei einer Trauung leise zu ihrer Nachbarin): „Die junge Frau bringt ihrem Mann achtzigtausend Mark mit; das sieht man ihr nicht an!“

„Nein, aber ihm!“

Rederei. Better: „Was sind denn das eigent- lich für Federn an Deinem Hut?“

Cousine: „Das sind ganz gewöhn- liche Gansfedern!“

Better: „Na, das freut mich, daß Du Dich wenigstens nicht mit fremden Federn schmückst!“

Ein Trick. „Mein Sohn“, sagte ein alter Bett- ler, der den Tod nahe fühlte, „ich hinterlasse dir ein paar tausend Mark und einen guten Trick. . . Ich habe mich nämlich jeder Ehefrau gegenüber als Verehrer aus der Jugendzeit auf- gespielt, den des Himmels Strafe für seine Untreue getroffen hätte. . . Fragen sie mich nach meinem Namen, so behauptete ich, ihn aus Scham nicht nennen zu können. . . Ich sage dir, mein Sohn, jede Frau weinte Thrä- nen und beschenkte mich überreich- lich. . .“

Umschrieben. Feldwebel (in der Mannschafts- schule): „Ende eurer Dummheit beim wahren Namen nennen darf ich leider nicht, aber Kerle, gebt acht, daß unter euch nicht noch einmal die Kin- derschelte ausbricht!“

Sie kennt sich aus. Jünger Frau: „Ach, Mama, möchtest Du mir nicht deinen Hausarzt senden? Fritz sieht so entsetzlich blaß und leidend aus.“

Mutter: „Am, — ich werde Dir lieber meine Mäcgin senden!“

Schlaun. Bauer (zu seinem Buben, der zum ersten Mal Milch in die Stadt fährt): „Erf' giebt man Wasser in die Kübel, dann die Milch drauß! So macht man's! Nacha kannst Du in der Stadt schwören, daß Du zur Milch kein Was- ser 'gossen hast!“

Moderne Frauen. Gatte: „Wenn es Dir schon nicht möglich ist, die zwei fehlenden Knöpfe an meinen Rock anzunäh'n, so lege wenigstens 'mal Nadel und Zwirn auf mein Nachttisch, ich werde mich das selber besorgen.“

Frau: „Na, Du mußt doch wissen, wo ich Nadel und Zwirn aufbewahrt habe.“

Vermögensradmesser. „Kannst du mir nicht mal ein Bild von deiner Frau zeigen? — Deine Frau ist allerdings nicht schön, aber sie soll sehr reich sein!“

„Das ist es ja — jeder, der das Bild sieht, will mich sofort anympen!“

Beschäftigung. „Was macht Ihr Sohn?“ „Er verfehlt Verufe.“

Seiner Unterschied.



Mutter (eines frisch geadelten Ban- tiers, zu einem Gast): „Das sind lau- ter Photographien meines Sohnes. Hier sehen Sie ihn als Kind, hier als Mann und hier — als Baron!“